

Imran Ayata

Ruhm und Ruin

In »Ruhm und Ruin« erzählt Imran Ayata davon, dass Fußball das Leben ist – für Spieler, Schiedsrichter, gescheiterte Jahrhunderttalente, aktive Ehrenamtliche im Verein und einen ganzen Stadtteil.

Im Zentrum des Romans steht ein türkischer, ehemals ziemlich erfolgreicher Kiezklub. Er verkörpert die Hoffnung (oder gar Utopie) der Migranten auf ein besseres Leben in einer urdeutschen Domain: dem Vereinswesen. Doch zwischen politischen Ansprüchen, dem Profifußball und den Ambitionen Einzelner werden viele Hoffnungen und Träume zerstört. Elf Menschen, deren Leben sich um den Kiezklub dreht, erzählen ihre Geschichten, und die Wahrheit liegt eben fast nie auf dem Platz.

Der Roman basiert auf dem Theaterstück »Liga der Verdammten«, das Imran Ayata zusammen mit dem Regisseur Neco Çelik im Frühjahr 2013 im Berliner Ballhaus Naunynstraße auf die Bühne brachte.

Imran Ayata, geboren 1969 in Ulm, ist Autor, DJ und Fußballliebhaber. Ayata ist Gesellschafter einer Agentur für Kampagnen. Er lebt und arbeitet in Berlin. Der Mitbegründer von Kanak Attak veröffentlichte 2005 seinen Erzählband »Hürriyet Love Express« und 2011 den Roman »Mein Name ist Revolution«. Bekannt ist er auch für die von ihm und Bülent Kullukcu zusammengestellte CD-Kompilation »Songs of Gastarbeiter Vol. 1«.

VERBRECHER VERLAG

Für meine Weggefährten ...

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2015
www.verbrecherei.de
© Verbrecher Verlag 2015

Lektorat: Kristina Wengorz
Einbandgrafik und Satz: Christian Walter
Gesetzt aus der EB Garamond 12
Druck und Bindung: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-125-1

Printed in Germany

Der Verlag dankt Carolin Trauter.

HIMMEL UND HÖLLE

Bam, bam, bam.

Bam, küt, bam.

Cem, Giuseppe und dann ich. Jedes Gefühl für Zeit hatten wir verloren, aber auf die Reihenfolge achteten wir trotzdem, wenn wir den Ball gegen die verputzte Hauswand donnerten, auf der ganz oben »Die Grenze verläuft nicht zwischen hier und dort, sondern zwischen mir und dir« stand. Mörderspruch, aber so hoch kamen wir mit der ollen Pille nicht. Manchmal kickten wir den Ball auf die Straße, wo meist auch der Überstolz meines Vaters parkte: ein knallroter Mercedes, dessen Motor so laut knatterte, dass einmal an der deutsch-polnischen Grenze ein Polenbulle unseren Wagen als Traktor disste. Mein Vater, der es für eine ausgezeichnete Idee gehalten hatte, dass wir einmal Auschwitz besuchten, konterte diese Zweite-Liga-Ostblock-Peinlichkeit und schenkte dem Grenzkontrolletti ein, er habe außer einem Esel nie ein anderes Fortbewegungsmittel besessen. Sein halbes Leben redete er von Toleranz und vom ewigen Frieden zwischen den Völkern, und dann so ein Frontalangriff von wegen: ihr Ostblockopfer, ihr seid doch das Letzte. Ich weiß gar nicht, wie ich auf die Geschichte an der Grenze komme.

Eigentlich ist das Ding ein anderes.

Also, zurück zu den Tagen, an denen wir ewig gegen die Hausmauer ballerten und es erst dann sein ließen, wenn wir nicht mehr konnten. Manchmal wurden unsere Beine so bleischwer, dass wir uns für den Nachhauseweg einen Rollator wünschten. Das muss man sich mal vorstellen: Wir mit einem Seniorencruiser, voll der Abturn. Jedenfalls flog der verdammte Ball auch mal in die Gefahrenzone, in das Beer-Reich. Die Beers waren keine Normalo-Familie in unserem Kiez. Die Beers waren kinderlose Nazis, die Giuseppe – wie alle Spackos, die ich kenne – Faschisten nannte. Wir haben uns gewundert, dass die nur zu zweit waren, obwohl die noch easy im zeugungsfähigen Alter waren, die Beers. Giuseppe meinte, Faschisten wie die Beers würden nicht Ficki-Ficki machen, sondern den ganzen Tag vor der Glotze abhängen, zwischendurch ans Fenster gehen, um die Straße zu checken und dabei eine halbe Schachtel Mentholzigaretten rauchen. Giuseppe, immer gut für einen Vorurteilsrap. Aber egal.

Einmal, als Getrud Beer vor der Haustür stand, schoss Giuseppe ihren Einkaufsroller ab. Die Nazitante hatte viel Flüssiges eingekauft, Milch, Saft, Schorle – solche Sachen. Mann, was für ein Treffer das war. Voll auf den Rentnerporsche. Ich meine, die Beer hätte ganz normale Einkaufstüten haben können, aber nein, schon voll in Vorbereitung auf die Seniorenjahre ging sie immer mit einem Roller shoppen. Nun lief alles aus. Was machten wir? Wie gestörte Minderbemittelte lachten wir uns einen und gaben ihr Tipps, sie möge das nächste Mal die Haustür schneller aufschließen und so.

Ein paar Tage später stellte mich ihr Mann, Siegfried Beer, Typ »Deutsche Eiche«: »Was habt ihr mit meiner Frau zu schaffen?«

Bin nicht sofort darauf gekommen, was er meinte.

»Antworte, Maradona!«

Ohne mein Gestammel abzuwarten, packte mich der Almangorilla mit so einem asiatischen Sumokampftechnikshit, und ich lag, bam, bam, bam, am Boden. Dann setzte sich der Typ auch noch auf mich. Es gibt echt Angenehmeres als einen röchelnden Almantonner, der einem die Luft zum Atmen nimmt. Ich habe versucht, mich zu befreien, aber gegen Eiche Siegfried stand ich auf verlorenem Posten.

Später auf der Wache haben die Bullen mir meine Version nicht abgenommen. Die fanden es auch nicht verdächtig, dass ich zuvor in der Notaufnahme gewesen war, um mich am Kopf nähen zu lassen. Die Strafanzeige meiner Eltern wegen Körperverletzung, zu der ich sie überreden musste, verkümmerte später in Aktenordnern. Was sollten wir tun? Wieder zur Polizei gehen und eine Bettelarie anstimmen?

Mein Vater hatte einen anderen Einfall, einen aus der Kategorie Selbstjustiz: Siegfried den Prozess machen, gemeinsam mit Giuseppe's Altem – Cem lebte alleine mit seiner Mutter, die sich der Anhörung von Siegfried Beer nicht anschließen wollte. Eines Abends schaute das Babo-Duo bei den Beers vorbei. Was auch immer besprochen worden ist, eine klare Ansage muss dabei gewesen sein, denn die Beers zogen schon bald weg, und wir ballerten weiter.

Ich war einer der Auserwählten, bis mein Vater alles ruiniert hat. Eigentlich ist das in wenigen Worten die ganze Story. Mein Vater ist mein verdammter Ruin. Ich könnte zu seiner Entlastung anführen, dass er nicht der Einzige ist, der daran beteiligt war. Zuallererst natürlich auch diese Fehlgeburt von Gegenspieler, der an einem nasskalten Sonntagmittag ohne Rücksicht auf Verluste in den Zweikampf gegangen ist und mit seinen verfickten Jugotretern mein Knie zertrümmert hat. »Mann, Balkankrieg, das ist doch vorbei! Was ist los mit dir?«, hätte ich ihn anbrüllen sollen, aber das war nicht drin. Die Schmerzen waren zu krass.

Ich habe immer alles gegeben. Erst an der Hauswand, später dann im Käfig ein paar Straßen weiter. Jahrelang. Jeden Tag. Geburtstag, Schulferien, Ramadan, Weihnachten, nichts kümmerte mich. Solange ich auf den Beinen war, gehörte ich in den Käfig. Das war mein Zuhause, mit eigenen Regeln und Ritualen. Ein ungeschriebenes Gesetz lautete, dass die Kartoffelboys immer früher nach Hause gingen. Die hatten einen Stundenplan für ihr Leben, selbst die Kinder von Hartz-IV-Deutschen. Hausaufgaben machen. Zum Abendbrot antreten. Solche Sachen standen in deren Pflichtenheft. Mein Heft hatte nur eine Seite: Leben für den Fußball.

Es muss im Sommer gewesen sein. Da kam so ein Typ bei uns im Käfig vorbei und fragte, ob wir eine Mannschaft hätten. Ich meine, gib dir das mal. Macht aus der Distanz den Spanner und checkt nicht, was wir für ein Team sind. Aber egal. Er würde Jungs kennen, die bräuchten mal einen Gegner mit Eiern. Und was für Eier wir hatten!

Einen Tag später fuhren wir zu deren Käfig. Alarm, Alarm! Nur Kanaken – in deren Mannschaft, in unserer auch. Die waren einen Tick älter, stabile Kraftpakete, aber sie hatten keinen Schimmer, dass man mich in unserem Bezirk Pibe de Oro, Goldjunge, nannte.

Wie ein Türkenbengel zu einem spanischen Titel kommt? Das hat mit Maradona zu tun. Wer mich damals spielen sah, fühlte sich an Diego Armando Maradona erinnert. Ganz heißer Shit. Deswegen wollte man mich Diego rufen. Habe ich strikt abgelehnt. Heute schauen alle auf Messi, CR7, Ibra, Neymar, Götze und was weiß ich auf wen. Aber Maradona ist ein eigenes Universum. Noch immer unerreicht. Nicht einmal Zizou kam in seine Nähe. Maradona ist sogar für Gottlose Gott. Ich habe immer gesagt, das geht nicht, ihr könnt mich nicht Diego taufen, das wäre Gotteslästerung.

Im Käfigkrieg haben die anderen Jungs uns gefickt. Die hatten zwei Brüder in der Mannschaft, die waren scheiße stark, vor allem der ältere. Sein Bodycheck war eine Begegnung mit der Hölle auf Erden. Ich konnte ihr nicht entkommen. Wie auch, ehe ich irgendetwas tun konnte, lag ich im Koma-Style auf dem Boden. Verdammte, ich bin aufgestanden und habe weitergespielt, obwohl ich noch benommen war. Ich wollte das Feld nicht räumen – als ob ich gerade ein WM-Finale spielte. Die verfluchte Bande hatte kein Erbarmen. Mann, die haben uns wie Tucken über den Platz gescheucht. Ewig sind wir nicht an den Ball gekommen – und das auf einem Kleinfeld. Die ließen den Ball laufen, dass einem speiübel wurde. Nicht Tiki-Taka, sondern Ficki-Micki, voll die Erniedrigung. In deren verdammtem Käfig haben uns die beiden Brüder, ein Vollkörper-Tattoo-Araber, so 'n Balkankriegsflüchtlings-Kid und ein Freak-Iraner eine echte Lektion erteilt. Wir haben ohne Pause fünf oder sechs Partien gespielt und alle verloren. Aber egal.

Manchmal siegst du, obwohl du verloren hast.

Mit hängenden Schultern schlich ich aus dem Auswärtskäfig. Am Ausgang sprach mich ein Funktionsshirt-Heini an. Ich meine, als Frühpubertierender schiebst du Panik, wenn dich ein Fremder anspricht, ganz egal, was er anhat. Dann auch noch in einem anderen Bezirk. Aber die Christoph-Daum-Kopie lächelte freundlich und fragte, ob er mich nach Hause fahren könnte.

»Nein!«

Ich konnte gar nicht aufhören, sein Angebot abzulehnen. Der Typ hat geschnallt, was mit mir los war. Er drückte mir seine Visitenkarte in die Hand. Das war das erste Mal, dass ich eine in der Hand hatte. Ich weiß das so genau, weil man in unserem Kiez nicht mit Visitenkarten groß wird.

»Sag deinen Eltern, dass sie sich bei mir melden sollen. Ich möchte, dass du für uns spielst.«

Ich rannte erst zur Bahn, dann nach Hause. »Oh, wie ist das schön«, habe ich die ganze Zeit gesungen, so wie die Zuschauer im Stadion. Meine Eltern haben erst nicht verstanden, was das heißt, wenn ein Scout eines Bundesligaklubs an einem interessiert ist.

Es dauerte aber nicht lange, bis meinem Vater ein Licht aufging. Von da an lief bei ihm eine Bessere-Zeiten-Dauerschleife. Das war sowieso sein Tick, der Mist vom besseren Leben. Das hieß für Baba vor allem eins: Geld. Die Aussicht, mein Talent könnte Koffer voller Euros abwerfen, machte ihn schizo. Alles ging turboschnell, wie bei einem rasenden Konter, bei dem die angreifende Mannschaft eben noch mit dem Rücken zur Wand stand. Umschaltspiel eben. Ich kam zum Bundesligaklub, natürlich in die Jugend, und mein Alter gab Vollgas. Mann, der Typ gab plötzlich den Fußballkenner. Früher hatte er sich nullkommagarnicht für Fußball interessiert. Jetzt war er drauf, voll krass aufm Trip. Alles war Fußball. Aber nicht nur das. Der Typ wagte sich an eine urdeutsche Domäne: Vergangenheitsbewältigung. Er erzählte allen, dass er schon immer ein Fußballbesessener gewesen sei. Das machte mein Vater mit einer solchen Überzeugung, dass er irgendwann selbst daran glaubte. Vergessen war seine Ansage, ich solle vom Fußball lassen, dass sei eine Droge, die Körper und Seele kaputt mache.

Mein Goethe-Baba dichtet sich schon sein ganzes Leben etwas zusammen. Wäre irgendwie korrekt, wenn er es wenigstens nicht als Realität verbuchen würde. So krank geht mein Alter ab. Alle gegen ihn, keiner für ihn. Niemand gönne ihm und uns etwas, alle seien neidisch. Nicht er habe einen Knall, sondern die anderen. Nicht er habe meine Karriere zerstört, sondern ich sei das gewesen.

Ich weiß, ich wiederhole mich: Beim Fußball ging es meinem Vater nur um die Moneten. Bevor es für meinen Baba von der Dachterrasse mit Ausblick in den fensterlosen Keller ging, war er der Big Boss in der Familie, zumindest, wenn es um die wichtigen Dinge ging. Geld stand dabei für ihn uneinholbar auf Platz eins. Schließlich war er wegen der D-Mark nach Almany gekommen und wegen des Euros geblieben. Die anderen in der Familie? Sie spielten alle in der gleichen Liga. Selbst Yasemin wurde irgendwann weich. Meine Schwester träumte davon, dass mit mehr Geld in der Familienkasse ihr Traum vom eigenen Modelabel wahr werden könnte. Ob das durch die Decke gegangen wäre? Spielt keine Rolle. Ich hätte es ihr gegönnt. Word.

Mir ging es beim Fußball nie um Kohle. Love und Cash, das geht nicht zusammen. Fußball war für mich die Liebe meines Lebens. Ich sage »war«, das passiert mir oft, weil ich so ein Gefühl habe, dass nicht mehr viel kommt – und das in meinem Alter. Aber egal.

So oder so, mit meinem Einstieg beim Bundesligaklub wurde Fußball zum Familiending. Mein Vater wurde mein Manager, meine Mutter meine Ernährungsexpertin, meine Geschwister meine Fans und Neider. Ich fand es einfach nur geil, dass ich plötzlich in einer anderen Liga spielte. Pibe de Oro in der Jugendmannschaft eines Bundesligaklubs, mit Trikots-Mikots, Stutzen-Mutzen, Taktik-Maktik und so; mit durchgeplanten Trainingseinheiten, einstudierten Spielabläufen, Gesundheitschecks, Eistonnen und Massagen und was weiß ich noch. In unserer Hood träumten alle davon, entdeckt zu werden. Jeder wollte raus aus Elend bis Mittelmaß und Star sein. Egal ob Voice of Germany oder DSDS, Nena oder Bohlen, alle lechzten nach der großen Bühne. Mich traf es besser. Ich hatte das Ticket zum Glück gelöst.